



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ja, meinen denn gnädige Frau, daß ich . . .? fragte Erik ungewöhnlich befangen. Dieses „auf eine feine Weise“ ergötzte ihn übrigens.

Ich, ich dachte, daß Sie, Herr Fabrikant, der Sie doch einer von Arvids intimsten Freunden sind und ihn und Julie von Jugend auf kennen, ihm am leichtesten einen Wink geben könnten.

Das wird nicht leicht sein, sagte Erik, nur um etwas zu sagen. Und im stillen dachte er ungefähr: Zum Teufel mit all ihren Umschweifen! Wo will sie eigentlich hinaus?

Jemand faßte verlegen und schüchtern nach dem Vorhang, und sie hörten des Rechtsanwalts unterirdischen, diskreten Husten, der immer klang, als komme er direkt aus dem Hemdkragen.

Ja, du mußt entschuldigen, begann er, vermied es aber, die beiden anzusehen, sondern bogte sich über seine Uhr, die er hartnäckig anstarrte, aber der Zug . . . ich mußte ja eigentlich mit dem letzten Zuge heimsfahren.

Nimm doch eine Zigarre, Tjö . . . sagte Erik, ihm die offene Kiste anbietend.

Olga stand auf, sie hob sich etwas auf den Zehenspitzen, warf einen Blick in den venezianischen Spiegel über der Tür und strich mit beiden Händen über ihr glänzendes Cléo-de-Mérodehaar. Hierauf verließ sie langsam und würdig das Zimmer. Der Rechtsanwalt wandte den Kopf ein wenig — er wählte noch immer zwischen den Zigarren — und betrachtete Frau Olga unter den halbgesenkten Augenlidern hervor. Aber nicht ein Wort sagte er über sie, und Erik auch nicht.

Kommst du morgen auf mein Bureau, Briant? — Der Rechtsanwalt steckte zwei Zigarren lose in seine Westentasche und biß von einer dritten die Spitze ab — dann könnten wir vielleicht über diesen Möllerschen Kontrakt sprechen.

Ich will sehen, ob ich Zeit habe, antwortete Erik. Darauf verließen sie miteinander das Zimmer und traten wieder in den Salon.

Nun glaubt er bei Gott, dachte Erik, daß ich in Olga verliebt sei, und daß ich um ihretwillen nicht von Markbyhof wegbleiben könne. Na, er soll es nur glauben!

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Streit um Lippe hat auf der Weltbühne durch die englisch-russische Differenz eine jähe Ablösung erfahren, die wieder einmal recht deutlich daran mahnt, daß der deutsche Michel sich nicht zu sehr in seine querelles allomandes vertiefen, sondern die Augen offen halten soll für das, was um ihn herum vorgeht. Für Deutschland hätte es außer einer eignen Verwicklung kaum etwas Unbequemeres geben können als einen russisch-englischen Krieg, der, in seinen politischen Folgen gar nicht abzusehen, uns wirtschaftlich jedenfalls schwer geschädigt hätte. Dem Weltfrieden war es diesmal von großem Nutzen, daß Frankreich unter allen Umständen eine Lage verhindern mußte, die es gezwungen hätte, zwischen Rußland und England zu optieren. Der französischen Vermittlung kam die friedliche Disposition des englischen Kabinetts zur Hilfe, das ebensowenig einen Konflikt mit Rußland wünschte, als es andererseits sich gezwungen sah, der durch die Presse mächtig erregten öffentlichen Meinung Englands eine Genugtuung zu geben. Daher die mit einigem Geräusch inszenierte Kriegsbereitschaft der englischen Flotte auf der gesamten Weltkugel, eine Maßnahme, die, wenn sie ernst gemeint war und mehr bedeuten sollte als eine Demonstration, kaum gegen Rußland allein gerichtet sein

konnte. Wünschenswert bleibt es, daß englischerseits alle Maßnahmen vermieden werden, die unmittelbar oder in ihren weiteren Folgen den Effekt haben, als sei England im Interesse Japans Rußland in den Arm gefallen. Dies würde mit jeder unnötigen Vermehrung der großen Schwierigkeiten, mit denen die Ausreise der baltischen Flotte ohnehin verknüpft ist, der Fall sein. Die auf Seiten der Japaner stehende öffentliche Meinung Englands hat die Ausfahrt dieser Flotte ohnehin als nicht im englischen Interesse liegend angesehen, und es ist begreiflich, daß sie dem Zwischenfall den Charakter eines ernstlichen Mißverständnisses zwischen beiden Nationen, eines untoward evenement, beigelegt wissen wollte. Dem gegenüber ist die englische Regierung mit einer bei ihrer schwachen parlamentarischen Stellung doppelt aner kennenswerten Geschicklichkeit verfahren.

Wir Deutschen mögen aus diesem Vorgange ein neues Argument für die bittere Notwendigkeit entnehmen, zur See stark zu sein, damit wir auch unvorhergesehenen Ereignissen gegenüber die wohl bewehrten Hüter unsrer Interessen bleiben können. Was es bedeutet, wenn ein großer Staat an irgend einer schwachen Stelle nicht für hinreichende Sicherheit sorgt, zeigt uns Südwestafrika. Nach zwanzig Jahren deutscher Herrschaft haben wir von der See her noch immer keinen genügenden Zugang; die zur Verstärkung bestimmten und dringend notwendigen Transporte müssen wochenlang in der Heimat zurückgehalten werden, weil sie auf unsrer südwestafrikanischen Küste nicht landen können, ebenso ist die Bewegung im Innern auf das denkbarste erschwert, weil wir weder Bahnen noch auch nur Straßen gebaut haben. Jetzt müssen die zwanzigjährigen Veräumnisse binnen zwei Jahren mit großen Opfern nachgeholt werden, Opfern nicht nur an Geld, sondern auch an Menschen, ganz abgesehen von der Zerstörung der ersten Ergebnisse einer langwierigen und mühevollen Pionierarbeit. Der Tod der wackern Männer, die den Hottentotten erlegen sind, kann nicht genug beklagt werden, aber die zwingende Veranlassung, nun endlich mit der falschen Behandlung der Eingebornen tabula rasa zu machen, sollen die aufrührerischen Stämme nicht umsonst geboten haben.

Die große Enttäuschung und die blutige Lehre, die wir in Südwestafrika erfahren, werden hoffentlich nicht nur für unsre gesamte Kolonialpolitik nicht verloren sein, sondern uns auch für das in unsern deutschen Grenzmarken inne zu haltende Verfahren von Nutzen sein. Die größte Gefahr für uns Deutsche besteht in unsrer Neigung, uns selbst Weihrauch zu streuen. In den Ostmarken ist das in ganz ausgesprochenem Maße der Fall. Wir erschöpfen uns in Festreden und Posaunenblasen, anstatt in stiller und geräuschloser Arbeit entschlossen zu handeln. Weniger Ankündigung an das Polentum, daß und wie wir es bekämpfen wollen, aber mehr wirkliche Bekämpfung nach einheitlichem, wohl durchdachtem Plan, woran alle Verwaltungsressorts gleichmäßig und geschlossen mitwirken. Die unaufhörlichen Ankündigungen zeigen der polnischen Agitation nur vorzeitig die Stellen, wo sie für Verstärkung zu sorgen hat.

Daselbe gilt bis zu einem gewissen Grade für die Westmark, für Elsaß-Lothringen. Dem Beschluß des dortigen Landesauschusses auf „bundesstaatliche Gleichstellung“ hat eine Anzahl meist demokratischer Blätter zugestimmt, die zum Teil von den Verhältnissen in Elsaß-Lothringen, ja sogar von den Grundlagen seiner Verfassung nicht die geringste Kenntnis haben. Alle Register der deutschen Phraseologie werden aufgezogen — um die Stellung Deutschlands an seiner gefährdetsten Stelle zu schwächen, denn jede Schwächung der Reichsgewalt in Elsaß-Lothringen ist eine Schwächung unsrer dortigen Stellung überhaupt. Auf den politischen Kleinkram, wie er von elsäß-lothringischen Kirchturns-politikern angestrebt wird, darf und kann sich das Reich nicht einlassen, wir haben dort nicht politische Lustgärten anzulegen, sondern ein Glacis zu verteidigen. Gewiß ist auch heute noch der alte bismarckische Grundsatz gültig, daß man die Elsaß-Lothringer zunächst zu Partikularisten machen muß, um dann aus ihnen gute Deutsche

zu erziehn. Aber die partikularistische Arbeit ist seit dreißig Jahren im Gange, die jetzigen Anträge sind ihre Frucht. Ist der erste Teil der Arbeit in der bisherigen Staatsform geglückt, so wird diese auch für den zweiten Teil ausreichend sein: für die feste Verankerung des Zugehörigkeitsgefühls zu Deutschland, für ein starkes National- und Reichsgefühl zwischen Rhein und Vogesen. Das werden wir nicht dadurch erreichen, daß wir den dortigen Institutionen noch mehr den Charakter eines Duodezstaates verleihen, unter Ausschaltung der Reichsorgane und der Reichsgewalt, sondern im Gegenteil durch eine engere Verbindung mit dieser. Als König Wilhelm am Abend des 15. Juli 1870 von Ems in seine patriotisch hoch erregte Hauptstadt heimkehrte, fiel in einer Gruppe von drei jungen Leuten die Bemerkung, es sei auffällig, daß Berlin so wenig geflaggt habe. Ein anderer erwiderte: Wir sollten eine Fahne machen mit der Aufschrift: Elsaß und Lothringen müssen die Morgengabe des deutschen Kaisers sein. Der Gedanke ist auch heute noch richtig. Wie einst Schleswig-Holstein und die deutsche Flotte unzertrennlich von der deutschen Einheitsidee waren, so hängt Elsaß und Lothringen an der Kaiserwürde und Kaiserkrone. Das „Reichsland“ war schon im September 1870, nach Sedan, in feste Absicht genommen, als Präsident Delbrück in München zu erklären hatte, daß Preußen nichts für sich begehre, und damit einen dicken Strich durch die bayerischen Vergrößerungswünsche zog. Dann kam in den siebziger und den achtziger Jahren die Idee der Vereinigung des Landes mit Baden unter Erhebung Badens zum Königreiche. Das Projekt gilt als Roggenbachsche Arbeit, Bismarck erklärte es für eine Absurdität. Niemand hat sich entrüsteter über die Idee ausgesprochen als der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, der an der Westgrenze keine andre Macht gelten lassen wollte als die Reichsmacht, und einer neuen Krone auch seinem von ihm so aufrichtig geschätzten Schwager gegenüber jede Daseinsberechtigung absprach. Elsaß-Lothringen ist gemeinsamer Besitz des Reichs und soll das bleiben, kein deutscher Bundesstaat dürfte geneigt sein, sein ideelles Mitbesitzrecht aufzugeben; die Versailler Abmachungen mit Bayern beruhen auf dieser Grundlage.

Was geändert werden könnte, wäre vielleicht die Stellung des Kaisers zum Lande, deren Form keine logisch durchgebildete ist. Nach dem Gesetz vom 4. Juli 1879 „übt der Kaiser die landesherrliche Gewalt in Elsaß-Lothringen aus.“ Da die Kaiserwürde erblich ist, ist demnach auch die Ausübung der landesherrlichen Gewalt eine erbliche. Trotzdem ist das Verhältnis des Kaisers zum Lande nicht das eines erblichen Landesherrn im Sinne des deutschen Staatsrechts, sondern der Kaiser ist gewissermaßen dort nur der erbliche Statthalter des Reichs, in dessen Namen er regiert. Aus Straßburg ist in den letzten Jahren die Idee einer „Erbstatthalterschaft“ lanciert worden, die die dem „Bundesstaate Elsaß-Lothringen“ fehlende Souveränität ersetzen soll. Der Erbstatthalter als Neuschöpfung hat keinen Sinn, Erbstatthalter ist der Kaiser selbst, der bei seiner Thronbesteigung dieses Mandat durch Erbgang und Verfassung empfängt. In früheren Jahrhunderten wäre Elsaß-Lothringen so ein Allodium der Kaiserkrone gewesen. Jetzt empfängt der Kaiser die Ausübung der landesherrlichen Gewalt gleichsam von sich selbst zum erblichen Lehen. Dieses verfassungsmäßige Recht sollte fortan auch im Titel zum Ausdruck gelangen, und hinter dem Titel des Königs von Preußen der des Landgrafen oder Markgrafen von Elsaß-Lothringen eingefügt werden, mit besondrer Stimme im Bundesrat für elsäß-lothringische Angelegenheiten, soweit es sich nicht um Verfassungsfragen handelt. Damit gelangte nicht nur die Stellung des Kaisers zum Lande, sondern auch die heutige und einzig mögliche staatsrechtliche Form zum vollen logischen Ausdruck, namentlich aber bliebe der Gedanke des gemeinsamen Besitzes neben der erblichen, am Kaisertitel haftenden Landgrafschaft unberührt. Daneben würde vielleicht die Frage eines Beitrags zur Kaiserlichen Zivilliste auftauchen. Bekanntlich bezieht der Kaiser vom Reiche keinen Pfennig. Als eine Art Ersatz hat der Reichstag seinerzeit die Erbauung der Sacht „Hohen-

zollern“ und ihre dauernde Indiensthaltung angesehen, bei Repräsentationsreisen im Auslande gehen gewisse Kosten für Geschenke usw. auf den Etat des Auswärtigen Amtes über; in allem übrigen bestreitet der König von Preußen den gesamten Aufwand des deutschen Kaisers. Sollte Elsaß-Lothringen später seine „bundesstaatliche Gleichberechtigung“ durch einen angemessenen Beitrag zur kaiserlichen Zivilliste erhärten wollen, so könnte der Gehalt des Statthalters auf diese übergehen. Der jetzigen „Souveränitätsbewegung“ in Elsaß-Lothringen liegt wesentlich ein „Loß von Berlin“ zugrunde, dessen Entstehung bis weit in die Moellerschen Zeiten zurückreicht. Die Antwort des Reiches kann nur lauten: „Nicht Loß von Berlin, sondern enger verbunden mit Berlin, enger verbunden mit der Kaiserkrone.“

\*g\*

Russische Zustände. Trotzdem daß die russische Regierung ihr Land vom Auslande hermetisch abzusperrern bemüht ist und in ihrem Machtbereich jede ihr unbequeme Pressäußerung unterdrückt, ist uns kein fremdes Land so bekannt und verständlich wie Rußland, weil, wie wir bei einer frühern Gelegenheit bemerkt haben, alle russischen und nichtrussischen Berichterstatter aller politischen Parteien im wesentlichen übereinstimmen, und weil die soziale wie die geistige Struktur des Volks sehr einfach sind. Die Hauptzüge des Bildes, das uns alle Schilderer entwerfen, sind: der indolente, willensschwache Volkscharakter, die Aufopferung der wirtschaftlichen Kraft für die Eroberungspolitik und für das Interesse der Beamenschaft, und alle die Übel, die der Absolutismus in einem Hundertmillionenvolke von solcher Beschaffenheit erzeugen muß. Die speziellen Züge, die in den letzten zehn Jahren hervorgetreten sind, brauchen wir nicht auszuführen, da sie allwöchentlich von den Zeitungen besprochen werden. Kein neues Buch über Rußland ändert das Bild, das wir uns von dem Riesenreiche gemacht haben, und das gilt auch von dem neuesten: Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten von Hugo Ganz. (Frankfurt am Main, Rütten & Voening, 1904.) Der Verfasser hat Rußland im Januar, Februar und März dieses Jahres bereist und die Skizzen, die in diesem Buche zusammengefaßt werden, in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht. Sie sind nicht ganz sine ira et studio geschrieben, denn der Verfasser ist Jude, und mit der Lage und den Schicksalen der russischen Juden beschäftigt er sich vielfach. Es braucht deswegen nicht alles falsch zu sein, was er darüber sagt. Sehr glaublich klingt zum Beispiel, daß die polnische Schlachta und die katholische Geistlichkeit die elende polnische Judenrasse gezüchtet haben, daß die Juden, die es zu etwas bringen, einer ganz andern Rasse anzugehören scheinen, und daß sich die Beamenschaft mit Händen und Füßen gegen die Aufhebung oder die Milderung der Judengesetze sträuben würde, weil die Umgehung dieser Gesetze, die sie erlaubt, eine Haupteinnahmequelle für sie ist, wie denn überhaupt der Druck des herrschenden Willkürregiments durch die Bestechlichkeit der Beamten einigermaßen erträglich gemacht wird. Juden, die zahlen können, schreibt Ganz, leben gar nicht schlecht. Das interessanteste in seinem Buche ist der Nachweis, daß die gesamte russische Intelligenz in der Beurteilung des herrschenden „Systems“ und seiner damaligen Inkarnation, die Plehwe hieß, einig sei. Alle seine Gewährsmänner, darunter Beamte in den höchsten Stellungen, behauptet er, haben ihm mit wunderbarer Übereinstimmung genau dasselbe gesagt. Alle aber, mit alleiniger Ausnahme des Fürsten Uchtomski, haben ihn verpflichtet, ihre Namen zu verschweigen. Obwohl nach diesen Schilderungen die Intelligenz größtenteils liberal ist und es ausnahmslos sein wird, wenn die jetzige Studentengeneration im Mannesalter stehen wird, war doch unter den von Ganz befragten auch ein „im Staatsdienst stehender konservativer Aristokrat“, der zu des Besuchers Verwunderung alles, was diesem die Opposition gesagt hatte, bekräftigte. „Sie wundern sich, daß ich als konservativer Staatsdiener so spreche; aber ich hoffe, Sie werden nicht konservativ und infam für identisch halten, und wenn Sie das nicht tun, werden

Sie mir nicht zutrauen, daß ich das Regime Plehwe billige.“ Von der Opposition unterscheidet sich der Konservative nur dadurch, daß er das Heil von einem guten und starken Zaren erwartet, da das russische Volk für eine Verfassung nicht reif sei. Dem Charakter des gegenwärtigen Zaren lassen alle Gerechtigkeit widerfahren, aber bei seiner Weichheit vermöge er noch weniger als seine von Charakter ebenfalls untadeligen Vorgänger die Mauer zu durchbrechen, mit der ihn die Beamten-schaft umgebe und vom Volke, von der Kenntnis der Wirklichkeit absperrt. Die Drohbriefe, die der Zar wie seine Vorgänger so oft in seinem Kabinett, in seinem Schlafzimmer, unter dem Kopfkissen findet, würden von der Polizei hineinpraktiziert, die den Herrscher in wahnsinniger Angst vor Attentaten und vor der Revolution zu erhalten und ihn dadurch von Reformen zurückzudrücken versuche. Eine Revolution sei nicht zu erwarten; die Intelligenz setze ihre Hoffnung auf die bevorstehende Niederlage im Kriege. Nach einer solchen werde sich der Staatsbankrott nicht länger verschleiern lassen, und werde der Zusammenbruch des herrschenden „Systems“ den Boden für eine Neuordnung freimachen. Der Verfasser ist ein geschickter Feuilletonist und erzählt hübsch. Ein Bankier, der die eben erwähnte Erwartung nicht zu teilen scheint, versichert ihm, daß Rußland auch für die Anleihen, zu denen es der Krieg zwingt, Kredit finden werde, weil es der Börse die höchsten Provisionen zahle, natürlich wie die Zinsen immer nur wieder von neuen Anleihen. Auf die Bemerkung, das könne doch nicht ewig so fortgehen, erwidert der Geldmann: Ewig dauert nichts, aber uns trägt's noch. Als Ganz von der unabhängigen Presse spricht, die doch den innern Wert oder Unwert der russischen Anleihe-scheine aufdecken werde, schneidet der Bankier eine kuriose Grimasse und sagt: „Das ist nicht nett von Ihnen. Ich rede mit Ihnen, wie wenn Sie vom Fach wären, wie ein Augur zum andern. Und wenn wir auf Ihr Metier zu sprechen kommen, da heißen Sie auf einmal Mayer und wissen von nichts? Sie werden mir doch nicht von unabhängiger Presse reden wollen gegen den Druck der haute banque, der russischen und der deutschen Regierung?“

Das Schlußkapitel erzählt einen Besuch bei Tolstoi. Ganz begleitet die letzte der im Hause verbliebenen Töchter des Grafen, Sascha, auf einem ihrer Liebesgänge in die Dorfhäuser. Er findet es mit Recht echt russisch, daß der Heilige und seine Familie gar nicht daran denken, ihre Schützlinge zur Keilichkeit zu erziehen; sie lassen den Mutschik in seinem altehrwürdigen angestammten Schmutz. In den Gesprächen, die der Besucher mit Tolstoi führte, wurden hauptsächlich literarische Gegenstände behandelt. Tolstoi gab u. a. seiner Abneigung gegen Shakespeare, Goethe und Nietzsche und seiner Verehrung für Schiller Ausdruck.

---

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

---

**Kupferberg  
Gold.**